

HEYNE <

Das Buch

Auch im Sommer des Jahres 79 n. Chr. kommen die Reichen und Schönen wieder aus Rom nach Pompeji, Stadt der Ausschweifungen und der Intrigen. Doch dann bebt die Erde, und der mächtige Aquädukt Aqua Augusta, der das Wasser von den Hängen des Vesuvs zu den Küstenstädten führt, versiegt. Attilius, aus Rom entsandter neuer Wasserbaumeister, soll den Schaden beheben. Die Zeit drängt, denn Wasser bedeutet nicht nur Leben, sondern für den skrupellosen Geschäftsmann Ampliatus vor allem Geld und Macht. Ausgerechnet dessen Tochter Corelia kommt einer Verschwörung auf die Spur und bittet Attilius um Hilfe. Während die beiden fieberhaft dunkle Machenschaften aufdecken, sendet die Natur weitere Vorboten drohender Gefahr.

Der Autor

Robert Harris wurde 1957 in Nottingham geboren und studierte in Cambridge. Er war Reporter bei der BBC, Redakteur beim *Observer* und Kolumnist bei der *Sunday Times* und dem *Daily Telegraph*. 2003 wurde er als bester Kolumnist mit dem »British Press Award« ausgezeichnet. Er schrieb mehrere Sachbücher und seine Romane *Vaterland*, *Enigma* und *Aurora* wurden allesamt Bestseller. Robert Harris lebt mit seiner Frau und seinen Kindern in Berkshire.

Robert Harris

POMPEJI

Roman

Aus dem Englischen
von Christel Wiemken

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
POMPEJI
erschien bei Hutchinson, London

4. Auflage

Taschenbucherstausgabe 04/2005

Copyright © 2003 by Robert Harris

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003 by
Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagillustration: Glenn O'Neill

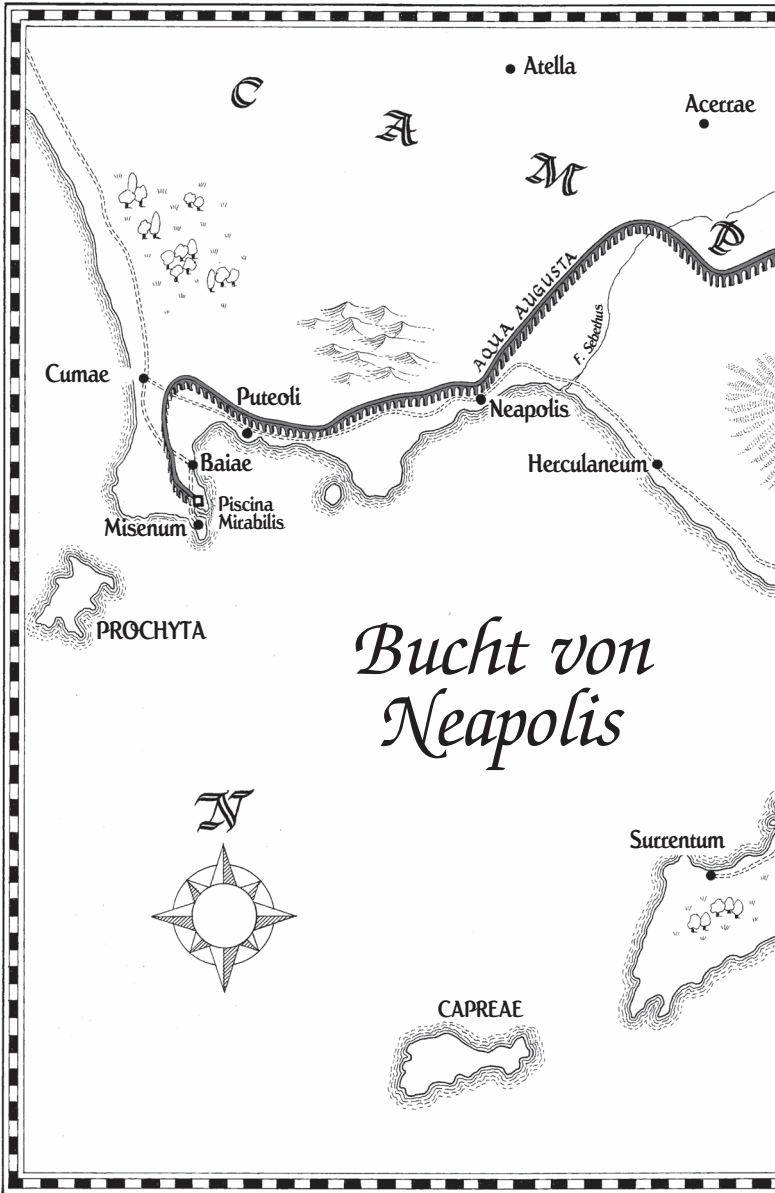
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, Münc

Satz: Franzis print & media GmbH, München hen

978-3-641-10845-8

<http://www.heyne.de>

Für Gill



• Atella

• Acerrae

Cumae

Puteoli

Neapolis

Baiae

Herculaneum

Misenum

Piscina
Mirabilis

AQUA AUGUSTA

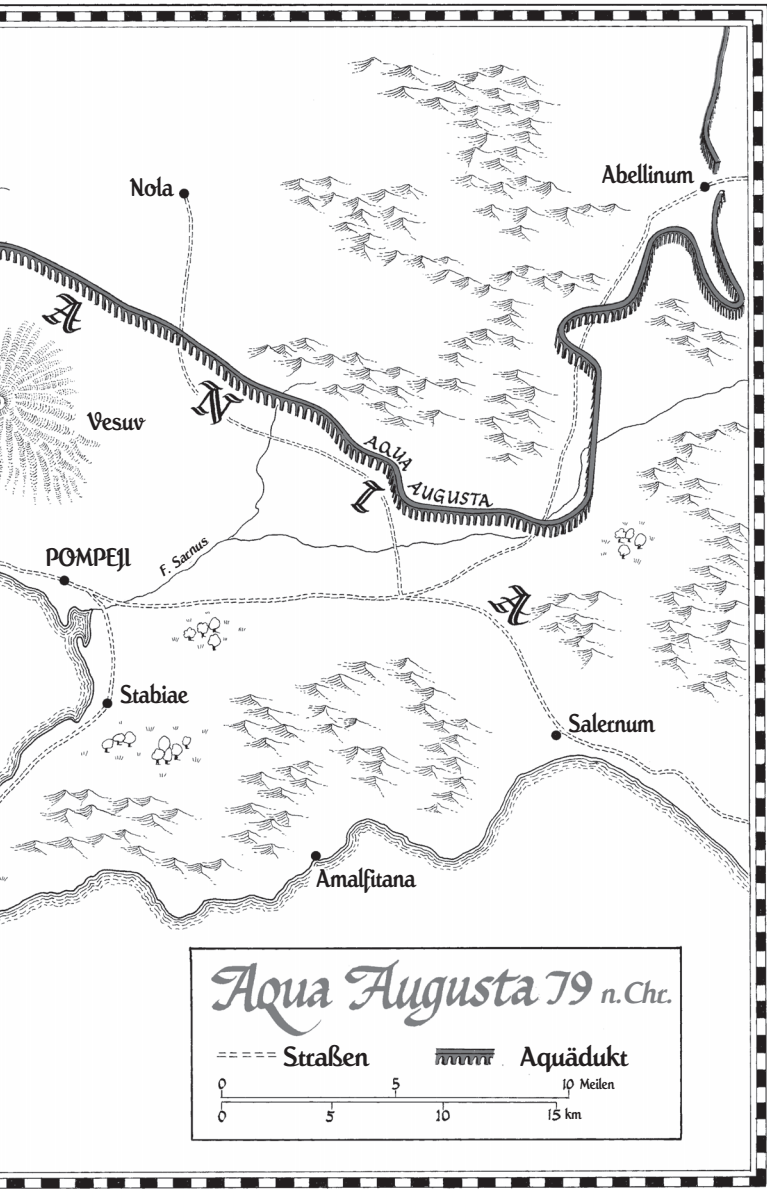
F. Sibelius

PROCHYTA

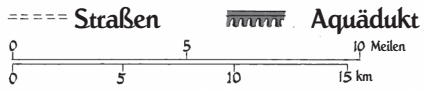
Bucht von Neapolis

Surrentum

CAPRAE



Aqua Augusta 79 n. Chr.



Vorbemerkung des Autors

Die Römer unterteilten den Tag in zwölf Stunden. Die erste, *hora prima*, begann bei Sonnenaufgang. Die letzte, *hora duodecima*, endete bei Sonnenuntergang.

Die Nacht wurde in acht Wachen unterteilt – *Vespera*, *Prima fax*, *Concubia* und *Intempesta* vor Mitternacht und *Inclinatio*, *Gallicinium*, *Conticinium* und *Diluculum* danach.

Die Wochentage wurden nach Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn und Sonne benannt.

Pompeji umfasst einen Zeitraum von vier Tagen.

In der vierten Augustwoche des Jahres 79 n. Chr. ging die Sonne über dem Golf von Neapel um 6.20 Uhr auf.

»Die amerikanische Überlegenheit in allen Belangen der Naturwissenschaft, Wirtschaft, Industrie, Politik, des Handels, der Medizin, Technik, des gesellschaftlichen Lebens, der sozialen Gerechtigkeit und natürlich des Militärwesens war total und unzweifelhaft. Selbst Europäer, die noch unter den Qualen eines verletzten Chauvinismus litten, blickten ehrfurchtsvoll auf das glänzende Beispiel, das die Vereinigten Staaten der Welt gaben, als das dritte Jahrtausend anbrach.«

Tom Wolfe, *Hooking Up*

»Da ergibt sich denn, dass auf dem ganzen Erdkreise und so weit das Gewölbe des Himmels reicht, Italien das schönste und daher mit Recht den obersten Platz alles Erschaffenen behauptende Land ist. Es ist die zweite Regentin und Mutter der Welt durch seine Männer, Frauen, Feldherren, Soldaten, Sklaven, Vortrefflichkeit der Künste, ausgezeichneten Genies ...«

Plinius, *Historia naturalis*

»Wie können wir unsere Hochachtung einem Wassersystem verweigern, das im 1. Jahrhundert n. Chr. die Stadt Rom mit erheblich mehr Wasser versorgte, als 1985 nach New York City gelangte?«

A. Trevor Hodge,
Roman Aqueducts & Water Supply

MARS

22. August

Zwei Tage vor dem Ausbruch

Conticinium

[04.21 Uhr]

»Es hat sich herausgestellt, dass zwischen der Gewalt eines Ausbruchs und der Länge der voraufgegangenen Ruhezeit ein enger Zusammenhang besteht. Fast alle großen Ausbrüche in geschichtlicher Zeit ereigneten sich bei Vulkanen, die jahrhundertlang geruht hatten.«

Jacques-Marie Bardintzeff,
Alexander R. McBirney
Volcanology

Sie verließen den Aquädukt zwei Stunden vor Sonnenaufgang und erklommen bei Mondschein die Berge oberhalb des Hafens – sechs Männer, einer hinter dem anderen, mit dem Wasserbaumeister an der Spitze. Er hatte sie selbst aus den Betten geworfen – mit noch steifen Gliedern und mürrischen, verschlafenen Gesichtern –, und jetzt hörte er, wie sie sich hinter seinem Rücken beklagten. Ihre Stimmen trugen in der warmen, stillen Luft weiter, als ihnen bewusst war.

»Ein Hirngespinst«, murmelte jemand.

»Knaben sollten bei ihren Büchern bleiben«, sagte ein anderer.

Er ließ seine Schritte länger werden.

Lass sie schwatzen, dachte er.

Schon jetzt konnte er spüren, wie sich die Hitze des Morgens aufbaute, Vorbote eines weiteren Tages ohne Regen. Er war jünger als die meisten Männer seines Trupps und auch kleiner: gedrungen, muskulös, mit kurz geschnittenem braunem Haar. Die Stiele der Werkzeuge, die er auf der Schulter trug – eine schwere Bronzehacke und eine Holzschaufel – scheuerten an seinem von der Sonne verbrannten Hals. Trotzdem zwang er sich, mit seinen nackten Beinen so weit auszuholen, wie es ging. Er kletterte schnell von einem sicheren Punkt zum nächsten, und erst als er sich hoch über Misenum befand, an einer Stelle, an der sich der Pfad gabelte, entledigte er sich seiner Last und wartete darauf, dass die anderen ihn einholten.

Er wischte sich mit dem Ärmel seiner Tunika den Schweiß von den Augen. Was für einen flimmernden, fiebrigen Himmel die hier im Süden hatten! Selbst jetzt, kurz vor Tagesanbruch, wölbte sich eine gewaltige Halbkugel von Sternen bis zum Horizont hinab. Er konnte die Hörner des Stiers sehen und den Gürtel und das Schwert des Orion; da waren Saturn und der Große Bär und auch das Sternbild, das sie den Winzer nannten und das immer für Caesar am zweiundzwanzigsten Tag des August aufging, gleich nach dem Fest der Vinalia; Zeichen dafür, dass die Zeit für die Traubenernte gekommen war. Morgen Nacht würde der Mond voll sein. Er streckte die Hand himmelwärts, wobei sich seine plumpen Finger schwarz und scharf vor den funkelnden Sternbildern abzeichneten – er spreizte sie, ballte sie, spreizte sie abermals –, und einen Augenblick lang hatte er das Gefühl, dass er der Schatten, das Nichts war; das Licht war die Substanz.

Vom Hafen unten kam das Klatschen der Ruder, die

Nachtwache war zwischen den vertäuten Triremen unterwegs. Die gelben Laternen zweier Fischerboote funkelten auf dem Golf. Ein Hund bellte, ein anderer antwortete. Und dann die Stimmen der Arbeiter, die langsam den Pfad unterhalb von ihm heraufkamen: der grobe lokale Akzent des Aufsehers Corax – »Seht euch das an – unser neuer Aquarius winkt den Sternen zu!« – und das Schnaufen und Keuchen der Sklaven und freien Männer, die in diesem Moment gleichrangig waren in ihrem Groll, wenn auch in nichts sonst.

Der Wasserbaumeister ließ die Hand sinken. »Bei so einem Himmel«, sagte er, »brauchen wir wenigstens keine Fackeln.« Plötzlich war er voll neuer Tatkraft, bückte sich nach seinem Werkzeug und packte es sich wieder auf die Schulter. »Wir müssen weiter.« Er schaute in die Dunkelheit hinein. Der eine Pfad würde sie nach Westen bringen, um den Rand des Kriegshafens herum. Der andere führte nach Norden, auf den Küstenort Baiae zu. »Ich denke, hier sollten wir abbiegen.«

»Er denkt«, höhnte Corax.

Der Wasserbaumeister war schon am Vortag zu dem Schluss gekommen, dass es am besten war, den Aufseher zu ignorieren. Wortlos kehrte er dem Meer und den Sternen den Rücken zu und begann, die schwarze Masse der Bergflanke hinaufzusteigen. Was war Führerschaft schließlich anderes als die blinde Wahl einer Route und die selbstsichere Behauptung, dass die Entscheidung auf Vernunft beruht hat?

Hier war der Pfad steiler. Er musste ihn seitwärts hinaufklettern, manchmal seine freie Hand benutzen, um sich hochzuziehen; wenn seine Füße abrutschten, prasselten Schauer von losen Steinen in die Dunkelheit. Die Leute hielten diese braunen, von sommerlichen Buschfeuern versengten Berge für trocken wie Wüsten, aber der Wasserbaumeister wusste es besser. Dennoch spürte er, wie seine

frühere Gewissheit ins Wanken geriet, und er versuchte sich zu erinnern, wie der Pfad im Gleißeln der gestrigen Nachmittagssonne ausgesehen hatte, als er ihn zum ersten Mal erkundet hatte. Der gewundene Pfad, kaum breit genug für ein Maultier. Die Streifen von versengtem Gras. Und dann, an einer Stelle, an der das Gelände ebener wurde, Flecken von blassem Grün in der Schwärze – Anzeichen von Leben, bei denen es sich, wie sich herausstellte, um Efeu handelte, der sich an einem Felsbrocken hinaufkranke.

Nachdem er eine Anhöhe halb hinaufgestiegen und wieder hinabgeklettert war, blieb er stehen und drehte sich langsam im Kreis herum. Entweder hatten sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt, oder der Tagesanbruch war jetzt nahe, was bedeutete, dass es fast zu spät geworden war. Die anderen waren hinter ihm stehen geblieben. Er hörte ihr schweres Atmen. Noch so eine Geschichte, die sie in Misenum erzählen konnten – wie ihr neuer, junger Aquarius sie aus den Betten geworfen und dann mitten in der Nacht in die Berge geführt hatte, und das alles nur wegen eines *Hirngespinstes*. In seinem Mund war ein Geschmack nach Asche.

»Haben wir uns verirrt, hübscher Knabe?«

Wieder die höhnische Stimme von Corax.

Er machte den Fehler, den Köder zu schlucken. »Ich suche nach einem Felsbrocken.«

Jetzt versuchten sie nicht einmal, ihr Gelächter zu unterdrücken.

»Er rennt herum wie eine Maus im Nachttopf.«

»Er muss hier irgendwo sein. Ich habe ihn mit Kreide markiert.«

Noch mehr Gelächter – und er wirbelte herum und musterte sie: den gedrungenen und breitschultrigen Corax; den langnasigen Becco, der Gipser war; den rundlichen Musa, dessen Spezialität das Verlegen von Ziegelsteinen war; und die beiden Sklaven, Polites und Corvinus. Sogar ihre undeutlichen Gestalten schienen ihn zu verspotten. »Lacht. Gut.

Aber eines verspreche ich euch: Entweder wir finden ihn vor Tagesanbruch, oder wir sind morgen Nacht wieder hier, dich eingeschlossen, Gavius Corax. Aber sieh zu, dass du dann nüchtern bist.«

Schweigen. Dann spuckte Corax aus und trat einen halben Schritt nach vorn. Der Wasserbaumeister machte sich auf einen Kampf gefasst. Seit er in Misenum angekommen war, schien es darauf hinauszulaufen. Keine Stunde war vergangen, in der Corax nicht versucht hatte, ihn vor den Männern herabzusetzen.

Und wenn wir kämpfen, dachte der Wasserbaumeister, wird er gewinnen – es steht fünf gegen einen –, und sie werden meine Leiche über die Klippe werfen und sagen, ich wäre im Dunkeln ausgerutscht. Aber wie würde das in Rom aufgefasst werden – wenn nach weniger als vierzehn Tagen ein zweiter Aquarius der Aqua Augusta verschwand?

Einen langen Augenblick starrten sie sich an. Nicht mehr als ein Schritt war zwischen ihnen. Sie standen so nahe beieinander, dass der Wasserbaumeister den schalen Wein im Atem des Älteren riechen konnte. Plötzlich schrie einer der anderen – es war Becco – aufgeregt und zeigte mit der Hand.

Hinter der Schulter von Corax, kaum sichtbar, war ein Felsbrocken, in der Mitte deutlich mit einem dicken weißen Kreuz markiert.

Der Wasserbaumeister hieß Attilius – Marcus Attilius Primus, um seinen vollen Namen zu nennen, aber er hatte nichts dagegen, einfach Attilius genannt zu werden. Er war ein praktischer Mensch und hatte nie viel übrig gehabt für die Phantasienamen, die sich viele seiner Landsleute zulegte (»Lupus«, »Panthera«, »Pulcher« – »Wolf«, »Leopard«, »Schöner« – wem zum Teufel wollten sie damit etwas vormachen?) Und außerdem – welcher Name war ehrenhafter in seinem Beruf als der der Attilier, ihres Zeichens Wasserbaumeister seit vier Generationen? Sein Urgroßvater war

von Marcus Agrippa aus der Ballisten-Abteilung der Zwölften Legion »Fulminata« rekrutiert und zum Bau der Aqua Julia verpflichtet worden. Sein Großvater hatte den Anio Novus geplant. Sein Vater hatte die Aqua Claudia vollendet, sie über sieben Meilen hinweg in weiten Bögen auf den Esquilin geführt und am Tage ihrer Einweihung dem Kaiser wie einen silbernen Teppich vor die Füße gelegt. Und jetzt war er mit seinen siebenundzwanzig Jahren in den Süden, nach Campania, gesandt und mit der Befehlsgewalt über die Aqua Augusta betraut worden.

Eine Dynastie, auf Wasser gebaut.

Er schaute in die Dunkelheit. Oh, die Augusta war ein wahrlich grandioses Bauwerk – eine der größten Leistungen der Wasserbaukunst, die es je gegeben hatte. Es war eine Ehre, für sie verantwortlich zu sein. Irgendwo da draußen, an der gegenüberliegenden Seite des Golfs, hoch oben in den Kiefernwäldern auf den Bergen des Apennin, fing der Aquädukt die Quellen des Serinus ein und beförderte das Wasser westwärts – in gewundenen unterirdischen Leitungen, auf mehrgeschossigen Bogenarkaden über Schluchten, in breiten Kanälen durch Täler –, die ganze Strecke bis hinunter in die Ebenen von Campania, dann um die andere Seite des Vesuv herum, nach Süden zur Küste bei Neapolis und schließlich auf dem Rücken der Halbinsel Misenum zu der staubigen Hafenstadt, eine Entfernung von rund sechzig Meilen, mit einem ganz leichten Gefälle von nur etwa fünf Fingerbreit auf hundert Ellen. Sie war der längste Aquädukt der Welt, noch länger als die großen Aquädukte Roms, und viel komplizierter, denn während ihre Schwestern im Norden nur eine Stadt speisten, versorgte der gewundene Hauptstrang der Augusta, die so genannte Matrix, nicht weniger als neun Orte am Golf von Neapolis: zuerst Pompeji am Ende einer langen Abzweigung, dann Nola, Acerrae, Atella, Neapolis, Puteoli, Cumae, Baiae und schließlich Misenum.

Und genau das war das Problem, dachte der Wasserbaumeister. Sie musste zu viel leisten. Rom hatte mehr als ein halbes Dutzend Aquädukte, und wenn einer versiegte, konnten die anderen den Mangel ausgleichen. Aber hier unten gab es keine Reserve, zumal während der jetzigen Dürre, die nun schon den dritten Monat andauerte. Brunnen, die Generationen mit Wasser versorgt hatten, waren zu Staubröhren geworden. Flussbetten hatten sich in Pfade verwandelt, auf denen die Bauern ihr Vieh zum Markt trieben. Selbst die Augusta wies Anzeichen von Erschöpfung auf. Der Wasserstand in ihrem riesigen Reservoir sank von Stunde zu Stunde, und es war dieser Umstand, der ihn vor Sonnenaufgang in die Berge getrieben hatte, zu einer Zeit, in der er eigentlich im Bett liegen sollte.

Aus dem Lederbeutel an seinem Gürtel holte Attilius einen kleinen Block aus Zedernholz hervor, in den an einer Seite eine Kinnstütze eingeschnitzt war. Die Oberfläche des Holzes war von der Haut seiner Vorfahren geglättet und poliert. Angeblich hatte Vitruv, der Architekt des Göttlichen Augustus, seinem Urgroßvater das Stück Holz als Talisman geschenkt, und der alte Mann hatte behauptet, dass der Geist Neptuns, des Wassergottes, in ihm lebte. Attilius hatte für Götter nichts übrig; Knaben mit Flügeln an den Füßen, Frauen, die auf Delphinen ritten, Graubärte, die in Wutanfällen Blitze von Bergespitzen herabschleuderten – das waren Geschichten für Kinder, nicht für Männer. Er glaubte stattdessen an Steine und Wasser und an das tägliche Wunder, das sich ereignete, wenn man zwei Teile gelöschten Kalk mit fünf Teilen Puteolanum – dem roten Sand dieser Gegend – vermischte und so eine Substanz erhielt, die unter Wasser zu etwas abband, das härter war als Fels.

Und dennoch – nur ein Narr konnte leugnen, dass man auch Glück haben musste, und wenn dieses Erbstück es ihm bringen konnte ... Er fuhr mit dem Finger an der Kante entlang. Einen Versuch war es allemal wert.

Seine Vitruv-Pergamente hatte er in Rom zurückgelassen. Nicht, dass das etwas ausmachte. Seit seiner Kindheit waren sie ihm eingehämmert worden, während andere Jungen sich mit Vergil beschäftigten. Noch immer wusste er ganze Passagen auswendig.

»Kennzeichen der Stelle aber, an welchen Bodenarten Wasser zum Vorschein kommt und gefunden werden kann, sind: zarte Binsen, wilde Weiden, Erlen, Keuschlamm, Schilf, Efeu und andere Gewächse der Art, welche ohne Feuchtigkeit nicht gedeihen können ...«

»Corax, dort drüben hin«, befahl Attilius. »Corvinus hierher. Becco, nimm den Stab und markiere die Stelle, die ich dir zeige. Und ihr beiden anderen haltet die Augen offen.«

Corax warf ihm im Vorbeigehen einen bösen Blick zu.

»Später«, sagte Attilius. Der Aufseher stank ebenso stark nach Groll wie nach Wein, aber sie konnten ihren Streit austragen, wenn sie wieder in Misenum waren. Jetzt mussten sie sich beeilen.

Ein grauer Dunst hatte die Sterne ausgelöscht. Der Mond war untergegangen. Fünfzehn Meilen weiter östlich wurde, ungefähr in der Mitte des Golfs, die bewaldete Pyramide des Vesuv erkennbar. Hinter ihr würde die Sonne aufgehen.

»Man lege sich, noch ehe die Sonne aufgegangen ist, in der Gegend, in welcher man Wasser sucht, das Gesicht gegen die Erde gewendet, auf den Boden, und indem man das Kinn auf die Erde setzt und fest stützt, sehe man über jene Fläche hin. So wird nämlich, wenn das Kinn unbeweglich steht, das Auge nicht unstedt höher streben ...«

Attilius kniete sich auf das versengte Gras, beugte sich vor und richtete den Holzblock in einer Linie mit dem fünfzig Schritt entfernten Kreidekreuz aus. Dann bettete er das Kinn in die Einkerbung und breitete die Arme aus. Die Erde war noch warm von gestern. Als er sich ausstreckte, legten sich Ascheteilchen auf sein Gesicht. Kein Tau. Siebenund-

achtzig Tage ohne Regen. Am Rande seiner Sichtlinie sah er Corax eine obszöne Geste machen. Er schob den Unterleib vor und zurück – »Unser Aquarius hat keine Frau, also versucht er es stattdessen mit Mutter Erde zu treiben!« –, und dann verdunkelte sich rechts von ihm der Vesuv, und ein Licht schoss aus seinem Rand hervor. Eine Hitzewelle traf Attilius' Wange. Als er über die Bergflanke schaute, musste er die Hand heben, um sein Gesicht gegen das gleißende Licht abzuschirmen.

»An der Stelle nun, an welcher man Dünste sich kräuselnd in die Luft erheben sieht, da schlage man einen Schacht hinab, denn an einem trockenen Ort kann sich dieses Anzeichen nicht finden ...«

Man sieht es schnell, pflegte sein Vater ihm zu sagen, oder man sieht es überhaupt nicht. Er versuchte, den Boden rasch und methodisch abzusuchen, und ließ seinen Blick von einem Abschnitt zum nächsten wandern. Aber es schien alles miteinander zu verschwimmen – verdorrtes Braun und Grau und Streifen rötlicher Erde, die schon jetzt in der Sonne zu flimmern begannen. Seine Augen trübten sich. Er stützte sich auf die Ellbogen, wischte beide Augen mit dem Zeigefinger ab und ließ das Kinn wieder sinken.

Da!

Es war so dünn wie eine Angelschnur, nicht »sich kräuselnd« oder »sich erhebend«, wie Vitruv versprochen hatte, sondern dicht über dem Boden dahinzuckend, als wäre ein Haken an einem Felsbrocken hängen geblieben und jemand ruckte an der Schnur. Es kam im Zickzack auf ihn zu. Und verschwand. Er rief und zeigte – »Dort, Becco, dort!« –, und der Maurer trabte auf die Stelle zu. »Etwas zurück. Ja. Da. Markiere die Stelle.«

Er rappelte sich hoch und eilte auf die Männer zu, wischte sich die rote Erde und die schwarze Asche vom Vorderteil seiner Tunika. Lächelnd hielt er den Zauberblock aus Zedernholz hoch über seinen Kopf. Die drei hatten sich um

die Stelle versammelt, und Becco versuchte, den Pfahl in die Erde zu rammen, aber der Boden war zu hart, um ihn weit genug hineinzutreiben.

Attilius war begeistert. »Habt ihr es gesehen? Ihr müsst es gesehen haben. Ihr wart näher daran als ich!«

Sie starrten ihn verständnislos an.

»Es war merkwürdig, ist euch das aufgefallen? Es ist so aufgestiegen.« Er machte in der Luft mit der flachen Hand eine Reihe von waagerechten Hackbewegungen. »Wie Dampf aus einem Kessel, an dem man rüttelt.«

Er schaute von einem zum anderen, mit einem Lächeln, das zuerst selbstsicher war und dann verschwand.

Corax schüttelte den Kopf. »Deine Augen spielen dir Streiche, hübscher Knabe. Hier oben gibt es keine Quelle. Das habe ich dir gesagt. Ich kenne diese Berge seit zwanzig Jahren.«

»Und ich sage dir, ich habe sie gesehen.«

»Rauch.« Corax stampfte mit dem Fuß auf die trockene Erde, und eine Staubwolke stieg auf. »Ein Buschfeuer kann tagelang unter der Erde weiterbrennen.«

»Ich kenne Rauch. Ich kenne Wasserdampf. Das war Wasserdampf.«

Sie taten so, als hätten sie nichts gesehen. Anders konnte es nicht sein. Attilius ließ sich auf die Knie nieder und klopfte auf die trockene rote Erde. Dann fing er an, mit den bloßen Händen zu graben, schob seine Finger unter die Steinbrocken und warf sie beiseite, riss an einer langen, verkohlten Wurzel, die sich nicht lösen wollte. Etwas war hier zum Vorschein gekommen. Da war er ganz sicher. Weshalb war der Efeu so rasch wieder zum Leben erwacht, wenn es keine Quelle gab?

Ohne sich umzudrehen, sagte er: »Holt das Werkzeug.«

»Aquarius ...«

»Holt das Werkzeug!«

Sie gruben den ganzen Vormittag, während die Sonne langsam über dem blauen Glutofen des Golfs aufging und sich aus einer gelben Scheibe in einen weißen Gasstern verwandelte. Der Boden knarrte und straffte sich in der Hitze wie die Sehne von einer der riesigen Belagerungsmaschinen seines Urgroßvaters.

Einmal kam ein Junge vorbei, der eine ausgemergelte Ziege an einem Seilhalfter in Richtung Stadt führte. Er war der einzige Mensch, den sie sahen. Misenum selbst lag dem Blick verborgen direkt hinter dem Rand der Klippe. Gelegentlich drangen seine Geräusche zu ihnen herauf – Befehlsrufe von den Exerzierplätzen, Hämmern und Sägen aus den Werften.

Auf dem Kopf einen alten, tief ins Gesicht gezogenen Strohhut, arbeitete Attilius am härtesten von allen. Selbst wenn die anderen sich gelegentlich davonschlichen, um sich in jedem Fleckchen Schatten, das sie finden konnten, auszuruhen, fuhr er fort, seine Hacke zu schwingen. Der Stiel war glitschig von seinem Schweiß und schwer festzuhalten. An seinen Händen bildeten sich Blasen. Die Tunika klebte an ihm wie eine zweite Haut. Aber er wollte vor den Männern keine Schwäche zeigen. Sogar Corax hielt nach einer Weile den Mund.

Die Grube, die sie schließlich aushoben, war zwei Mann tief und so breit, dass zwei von ihnen darin arbeiten konnten. Und es war tatsächlich eine Quelle da, aber sie zog sich zurück, sobald sie in ihre Nähe kamen. Sie gruben. Zuerst wurde die rötliche Erde auf dem Grund der Grube feucht. Dann dörrte die Sonne sie wieder aus. Sie trugen eine weitere Schicht ab, und es passierte wieder dasselbe.

Erst um die zehnte Stunde, als die Sonne bereits ihren Zenit überschritten hatte, gestand sich Attilius die Niederlage ein. Er beobachtete, wie ein letzter Wasserfleck schrumpfte und verdunstete, dann warf er seine Hacke über den Rand der Grube und kletterte selbst hinaus. Er nahm seinen Hut ab und fächelte sich das brennende Gesicht.

Corax saß auf einem Felsbrocken und beobachtete ihn. Erst jetzt fiel Attilius auf, dass er barhäuptig war.

»Bei dieser Hitze gerät dein Gehirn ins Kochen«, sagte der Wasserbaumeister. Er entkorkte seinen Schlauch, schüttete ein wenig Wasser in seine Hand und befeuchtete sich das Gesicht und den Nacken. Dann trank er. Das Wasser war heiß – so wenig erfrischend, als würde er Blut trinken.

»Ich bin hier geboren. Die Hitze macht mir nichts aus. In Campania nennen wir das kühl.« Corax räusperte sich und spuckte aus. Dann deutete er mit dem Kinn auf die Grube. »Was machen wir damit?«

Attilius warf einen Blick darauf – eine hässliche Wunde in der Bergflanke, umgeben von großen Haufen Erde. Sein Monument. Seine Torheit. »Wir lassen alles, wie es ist«, sagte er. »Sorg dafür, dass die Grube mit Planken abgedeckt wird. Wenn es regnet, wird die Quelle sprudeln. Du wirst es erleben.«

»Wenn es regnet, brauchen wir keine Quelle mehr.«

Ein logischer Standpunkt, musste Attilius zugeben.

»Wir können von hier aus eine Rohrleitung verlegen«, sagte er nachdenklich. Wenn es um Wasser ging, war er ein Romantiker. In seiner Phantasie nahm plötzlich eine ländliche Idylle Gestalt an. »Wir könnten diese ganze Bergflanke bewässern. Dann wäre es möglich, hier Zitronenbäume anzupflanzen. Oliven. Der Hang könnte terrassiert werden. Weinstöcke ...«

»Weinstöcke!« Corax schüttelte den Kopf. »Also sind wir jetzt Bauern! Hör zu, junger Experte aus Rom. Lass dir eines sagen. Die Aqua Augusta ist seit mehr als einem Jahrhundert nicht versiegt. Und sie wird auch jetzt nicht versiegen. Nicht einmal unter deiner Verantwortlichkeit.«

»Hoffen wir's.« Der Wasserbaumeister leerte seinen Schlauch. Er spürte, wie die Demütigung ihn erröten ließ, aber die Hitze verbarg seine Scham. Er rammte den Strohhut fest auf seinen Kopf und bog die Krempe herunter, um

sein Gesicht zu schützen. »Also gut, Corax, ruf die Männer zusammen. Für heute sind wir hier fertig.«

Er griff nach seinem Werkzeug und machte sich auf den Weg, ohne auf die anderen zu warten. Sie konnten sich ihren Rückweg selbst suchen.

Er musste aufpassen, wohin er die Füße setzte. Bei jedem Schritt huschten Echsen in das dürre Unterholz. Es ist hier eher wie in Afrika als wie in Italien, dachte er, und als er den Küstenpfad erreichte, tauchte unterhalb von ihm Misenum auf, im Hitzedunst flimmernd wie eine Oasenstadt und, so kam es ihm vor, im Takt mit den Zikaden pulsierend.

Das Hauptquartier der kaiserlichen Westflotte war ein Triumph des Menschen über die Natur, denn eigentlich hätte es hier überhaupt keine Stadt geben dürfen. Es gab keinen Fluss, der sie mit Wasser versorgen könnte, und nur wenige Brunnen oder Quellen. Dennoch hatte der Göttliche Augustus entschieden, dass das Reich einen Hafen brauchte, von dem aus das Mittelmeer kontrolliert werden konnte, und hier war sie, die Verkörperung römischer Macht: die silbrig glitzernden Scheiben des inneren und des äußeren Hafens, die goldenen Rammsporne und die fächerförmigen Hecks von fünfzig Kampfschiffen im gleißenden Licht der Spätnachmittagssonne, der staubige braune Exerzierplatz des Ausbildungslagers, die roten Ziegeldächer und die weiß gekalkten Mauern der zivilen Stadt oberhalb des Mastenwalds der Werft.

Zehntausend Seesoldaten und weitere zehntausend Zivilisten lebten eng zusammengepfercht auf einem schmalen Streifen Land ohne nennenswerte Wasservorkommen. Erst der Aquädukt hatte Misenum möglich gemacht.

Wieder dachte er an die merkwürdigen Bewegungen des Wasserdampfs und daran, wie die Quelle im Gestein zu verschwinden schien. Wirklich ein seltsames Land. Er betrachtete seine mit Blasen bedeckten Hände.

»*Ein Hirngespinst ...*«

Er schüttelte den Kopf, blinzelte, um seine Augen von Schweiß zu befreien, und setzte seinen mühsamen Weg in die Stadt hinunter fort.

Hora undecima

[17.42 Uhr]

»Für die Vorhersage von praktischer Bedeutung ist die Frage, wie viel Zeit vergeht zwischen dem Einschließen von neuem Magma und einer darauf folgenden Eruption. Bei vielen Vulkanen kann diese Zeitspanne Wochen oder Monate betragen, aber bei anderen scheint sie wesentlich kürzer zu sein, vielleicht nur Tage oder Stunden.«

Volcanology

In der Villa Hortensia, dem großen Landsitz an der Küste nördlich von Misenum, bereitete man sich darauf vor, einen Sklaven zu töten. Er sollte den Muränen vorgeworfen werden.

Das war kein ungewöhnliches Verfahren in diesem Teil Italiens, in dem viele der großen Landsitze am Rande des Golfs von Neapolis ihre eigenen ausgedehnten Fischfarmen hatten. Der neue Besitzer der Villa Hortensia, der Millionär Numerius Popidius Ampliatus, hatte die Geschichte vom Aristokraten Vedius Pollio, der zur Zeit des Augustus ungeschickte Dienstboten, die Geschirr zerbrochen hatten, zur

Strafe in sein Muränenbecken zu werfen pflegte, zum ersten Mal als Junge gehört, und er zitierte sie oft als perfekte Untermalung dafür, was es bedeutet, Macht zu haben. Macht, Phantasie, Verstand und einen gewissen Stil.

Als dann, viele Jahre später, auch Ampliatus in den Besitz einer großen Fischfarm gelangt war – nur ein paar Meilen entfernt von Vedius Pollios damaliger Villa in Pausilypon – und als einer seiner Sklaven gleichfalls etwas von großem Wert vernichtet hatte, fiel ihm natürlich die alte Geschichte wieder ein. Ampliatus war selbst als Sklave geboren; so, dachte er, musste ein Aristokrat sich verhalten.

Der arme Kerl war bis auf sein Lendentuch entkleidet worden, und nun wurde er mit auf dem Rücken gefesselten Händen zur See hinuntergeführt. Mit einem Messer wurden seine Waden aufgeschlitzt, damit genügend Blut floss, und man übergoss ihn mit Essig, der, wie es hieß, die Muränen verrückt macht.

Es war Spätnachmittag und sehr heiß.

Die Muränen hatten ihr eigenes großes Becken, in einiger Entfernung von den anderen Fischen, und man erreichte es über einen schmalen Steg, der in den Golf hineinragte. Muränen waren berüchtigt für ihre Angriffslust, mit Körpern, so lang wie die von Männern und so dick wie ein Menschenrumpf, mit flachen Köpfen, breiten Mäulern und rasiermesserscharfen Zähnen. Die Fischfarm der Villa war hundertfünfzig Jahre alt, und niemand wusste, wie viele Muränen in dem Labyrinth aus Tunneln und finsternen Nischen im Boden des Beckens lauerten, bestimmt Dutzende, wahrscheinlich hunderte. Die älteren Muränen waren riesig, und mehrere von ihnen trugen Schmuck. Eine, an deren Rückenflosse ein goldener Ohrring saß, war angeblich ein Liebling des Kaisers Nero gewesen.

Dem Sklaven, der bestraft werden sollte, flößten die Muränen ein ganz besonderes Entsetzen ein, denn – Ampliatus genoss die Ironie – es war seit langem seine Aufgabe

gewesen, sie zu füttern, und er schrie und strampelte, noch bevor er auf den Laufsteg gezwungen wurde. Er hatte die Muränen jeden Morgen in Aktion gesehen, wenn er ihnen ihr Futter aus Fischköpfen und Hühner-Eingeweiden zuwarf – wie die Wasseroberfläche zuckte und brodelte, sobald die Tiere das Blut im Wasser schmeckten und wie sie dann aus ihren Verstecken hervorschoßen, um ihr Futter kämpften und es in Stücke rissen.

Um die elfte Stunde kam Ampliatus trotz der drückenden Hitze aus der Villa, um zuzuschauen, begleitet von seinem halbwüchsigen Sohn Celsinus, seinem Hausverwalter Scutarius, ein paar Geschäftsfreunden (die ihm aus Pompeji gefolgt und seit Tagesanbruch in der Hoffnung auf ein Mahl geblieben waren) und einer Schar von fast hundert seiner anderen männlichen Sklaven, für die das Beobachten des Spektakels seiner Meinung nach eine heilsame Lehre sein würde. Seiner Frau und seiner Tochter hatte er befohlen, im Haus zu bleiben; das war kein Anblick für Frauen. Ein großer Stuhl wurde für ihn hingestellt und kleinere für seine Gäste. Er wusste nicht einmal den Namen des Missetäters. Der Mann gehörte zu einer ganzen Schar von Sklaven, die Ampliatus zusammen mit den Fischbecken übernommen hatte, als er, früher im Jahr, die Villa für eine knappe Million gekauft hatte.

Alle möglichen Arten von Fischen wurden – mit gewaltigem Kostenaufwand – an der Küste vor der Villa gehalten: Sägebarsche mit ihrem wollweißen Fleisch; Meeräschen, deren Becken hohe Wände haben mussten, damit sie nicht in die Freiheit sprangen; Plattfische und Seepapageien und Goldbrassen, Neunaugen und Meeraale und Seehechte.

Aber die bei weitem kostbarsten von Ampliatus' Wasser-schätzen – er zitterte schon bei dem Gedanken, wie viel er für sie bezahlt hatte, und dabei mochte er nicht einmal Fisch – waren die delikaten Meerbarben, notorisch schwer zu halten, in Farben von Blassrosa bis Orange. Und genau die hat-

te der Sklave umgebracht – ob aus Bosheit oder Unfähigkeit, das wusste Ampliatus nicht, und es kümmerte ihn auch nicht, denn ihr Anblick war schrecklich gewesen: Im Tod dicht zusammengedrängt, wie sie es im Leben gewesen waren, ein vielfarbiger Teppich auf der Oberfläche des Beckens, hatte man sie früher am Nachmittag entdeckt. Ein paar hatten noch gelebt, als Ampliatus der Schauplatz gezeigt wurde, aber sie waren gestorben, noch während er sie betrachtete, drehten sich in den Tiefen des Beckens wie Blätter, trieben nach oben und schaukelten neben den anderen tot im Wasser. Vergiftet, alle miteinander. Zum gegenwärtigen Marktpreis hätten sie sechstausend pro Stück gebracht – eine Meerbarbe war fünfmal so viel wert wie der elende Sklave, der für sie zu sorgen hatte –, und jetzt konnte man sie nur noch verbrennen. Ampliatus hatte das Urteil selbst gesprochen: »Werft ihn den Muränen vor!«

Der Sklave schrie, als sie ihn zum Beckenrand zerrten und stießen. Es sei nicht seine Schuld, schrie er. Es sei nicht das Futter. Es sei das Wasser. Sie sollten den Aquarius holen.

Den Aquarius!

Ampliatus kniff die Augen zusammen, um sie vor dem Gleißeln des Wassers zu schützen. Es war schwierig, die Gestalten des sich heftig wehrenden Sklaven und der beiden Männer auszumachen, die ihn festhielten; wie auch der vierte, der einen Bootshaken wie eine Lanze hielt und ihn dem zum Tode Verurteilten in den Rücken stieß, waren sie kaum mehr als undeutliche Schemen im Hitzedunst und im Funkeln des Wassers. Ampliatus hob in der Art der Kaiser den Arm, mit geballter Faust und waagrecht ausgestrecktem Daumen. Er kam sich gottähnlich vor in seiner Macht, doch er empfand auch simple menschliche Neugierde. Einen Augenblick lang wartete er und genoss das Gefühl, dann drehte er abrupt das Handgelenk und reckte den Daumen erdwärts. Hinein mit ihm!

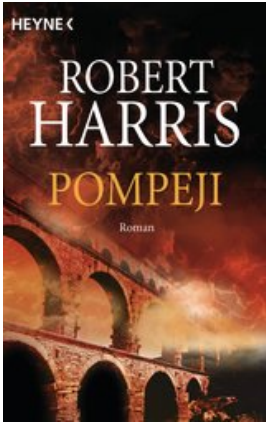
Die verzweifelten Schreie des Sklaven, der an den Rand des Fischbeckens getrieben wurde, hallten von der Küste über die Terrassen, über das Schwimmbecken und in das stille Haus, in dem sich die beiden Frauen versteckt hatten.

Corelia Ampliata war in ihr Schlafzimmer gelaufen, hatte sich auf ihr Lager geworfen und sich ein Kissen auf den Kopf gedrückt, aber auch so konnte sie den Schreien nicht entkommen. Im Gegensatz zu ihrem Vater kannte sie den Namen des Sklaven – Hipponax, ein Grieche –, und auch den Namen seiner Mutter, Atia, die in der Küche arbeitete und deren Wehgeschrei, sobald man mit der Hinrichtung begonnen hatte, sogar noch schrecklicher war als das ihres Sohnes. Außerstande, die Schreie länger als ein paar Augenblicke zu ertragen, sprang Corelia wieder auf und rannte durch die verlassene Villa, um die verzweifelte Frau zu finden, die in dem von Arkaden umgebenen Garten an einer Säule zusammengesunken war.

Als sie Corelia vor sich sah, ergriff Atia den Saum des Gewandes ihrer jungen Herrin und sank schluchzend zu ihren beschuhten Füßen nieder, wieder und wieder sagte sie, dass ihr Sohn unschuldig sei und was er ihr zugerufen habe, als man ihn fortführte – es sei das Wasser, das Wasser, irgendetwas stimme nicht mit dem Wasser. Warum nur wolle ihm niemand zuhören?

Corelia strich Atia über die grauen Haare und versuchte, sie mit sanften Lauten zu beruhigen. Etwas anderes konnte sie kaum tun. Ihren Vater um Gnade zu bitten hatte keinen Sinn – das wusste sie. Er hörte auf niemanden, schon gar nicht auf eine Frau, und von allen Frauen am allerwenigsten auf seine Tochter, von der er bedingungslosen Gehorsam verlangte – eine Einmischung von ihr würde den Tod des Sklaven nur umso sicherer herbeiführen. Auf Atias Flehen konnte sie nur erwidern, dass es nichts gab, was sie tun könne.

Plötzlich riss sich die alte Frau – die in Wirklichkeit erst



Robert Harris

Pompeji

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-10845-8

Heyne

Erscheinungstermin: März 2013

Pompeji, 79 n. Chr., reichste Stadt der römischen Weltmacht, Oase der Schönen und Mächtigen: Der junge Wasserbaumeister Attilius kommt einer skrupellosen Verschwörung auf die Spur, doch seine Nachforschungen werden überschattet von den unheimlichen Vorzeichen einer drohenden Apokalypse.